

(Nachdruck verboten.)

8) Der Kampf um Bliesener.

Eine Sommergeschichte von Heinrich Vorhard.

„Nu sehn Se bloß mal, wie det Weib hinter de Männer her is,“ sagte sie leise zu dem Weichen, dem jungen Herrn Bogler; Sonnenblume hatte es aber doch gehört, sie drehte sich langsam um und sah die Rose an.

„Wat kießt De denn? Bin ich Da wat schuldig?“

„Na jewiß! . . . Hochachtung bist De ma schuldig!“

„Du mußt et ja wissen! . . . Im übrigen: Rutsch' ma'n Puckel runter!“

„Aber meine Damen, Sie wer'n sich doch nich zanken!“

„Ja ma zanken? . . . Mit sonne Person? . . . Mich in de Hand! . . . Dazu haben wa ja Gottseidank en bißken zuvulle Bildung. . . Di is ma überhaupt zu dämlich zum zanken. Wie schlau det wieder bei'n Kaffee war! Da is ne öl'je Bohne mang. . . Det sieht so meine Frete Schulz ähulich wie ne Photographie. Wat, Fretken: Da is ne öl'je Bohne mang!“

Mit dem Gesicht der Bosheit hatte sie auf eine sehr wunde Stelle gestoßen. Die unschuldige „öliche Bohne“ war Grete außerordentlich peinlich, sie glaubte sich bei jener Gelegenheit wirklich dumm benommen zu haben. Thränen kamen in ihre Augen. Aber die unerbittliche Meta hatte noch nicht genug Mache, sie zog eilig alle Schutzfächer im Kopfe auf und stöberte darin herum, ob sie nicht noch eine Demütigung für die Feindin fände — es war leider nicht viel vorhanden — aber da hinten lag in einem Winkel noch eine Schulerinnerung, schon ganz verstaubt, die war recht. —

„Det mit de öl'je Bohne is en richtiget Fejenstück zu det Ding, wat se in de zweite Klasse mal jemaacht hat bei de Schulprüfung. Wir kommen in Geografie und Geschichte rann un da fragt se nu der Dr. Nolte, wat denn eigentlich in Rom durch de Jänse gerettet wor'n is. . . Hat se nich Labrador jesagt! . . . Is doch jediejen, wat? . . . Labrador! . . . Det kriegt die nur fertig!“

Jetzt wurden Gretes Thränen frei und liefen in langen Bahnen über ihr Gesicht.

„Du . . . Du . . . das . . . das . . . is so . . . so insam von Dir . . . so . . . jetzt noch die alten . . .“

Sie konnte nicht weiterreden, schluchzte ins Taschentuch und räumte das Feld.

„Adschö, Sonnenblume!“ rief die Rose entzückt. „Verloof Da man nich!“

Die schwankende Gestalt entfernte sich langsam.

„Adschö, Sonnenblume! Adschö! Adschö! Viel Berjuügen! . . . Un sonst: Schuß! Schuß vor alle Dage! . . . Die olle falsche Kake wär id jetzt los!“

Meta Zademaad war Siegerin und hatte doch die Schlacht vollkommen verloren. Gustav Bliesener war drauf und dran gewesen, ihr gehörig die Wahrheit zu sagen und Grete nachzu laufen, wenn nicht die Dea ex machina, das unscheinbare Fräulein Bliesener zwar ganz heimlich, aber doch sehr eindringlich den Kopf geschüttelt hätte und dazu mit den kleinen grünen Augen geklinkt hätte.

„Warum denn nich, Tante?“ fragte er leise; „det war doch jemein von des Rächens!“

„Sei nich übericht, Junge! Et hat ja keenen Sinn, det so auffallend zu machen — denn is der Kladderadatsch da, De hast nichst als Unannehmlichkeiten un erreichen thust De denn jarnischt! . . . Summa sachte! Du spielst ganz ruhig hier weiter.“

Er war folgsam, Tante Bliesener konnte schließlich beruhigt fortgehen, Kreuzkraut und Vogelniere für ihr Hänsekeln suchen.

Warum Tante Bliesener nicht auch ein Nachmittags-schlächchen entrierte, nachdem sie alles in die richtigen Wege geleitet hatte? Wenn sie einmal noch sehr reich werden sollte, — oder sehr alt, und gelangweilt im Spittel sitzen sollte, dann wollte sie es sich angewöhnen — jetzt durfte sie es noch nicht, „die Kunden würden nette Augen machen!“

Es gab noch einen Teil der Gesellschaft, welcher weder schlief noch mißspielte, der über den trägen Verdauungsschlaf und die albernern Pfänderpiele hoch erhoben war — der Nachwuchs, — er lagerte, komisch anzusehn, im Unterholz beim

Sumpfe. Die Herrschaften, die schon im Wachstum der Flegeljahre waren, gleichen Giraffen: ganz kurzer Oberkörper und lange, dünne Beine, welche wuchsen und wuchsen, ohne sich um die obere Hälfte zu kümmern, die jüngeren Herrschaften waren die Dackel: Ganz kurze Beine und langer Oberkörper. Da hast du noch ein tüchtiges Stück Arbeit, Natur, bis du das alles in eine leidlich richtige Form gebracht hast! Dafür brauchst du dich aber, wenigstens bei diesen Berliner Kindern, nicht mehr um den Verstand zu bemühen, der ist schon fix und fertig, ich glaube vom sechsten Lebensjahr an.

„Wat kooft id mir for det ganze Tellerdrehn un den ganzen Quatsch!“ sagte Lude Bogler zu Emil Zademaad. „Wie id jebaut bin, unterhalte id ma lieber nach'n Essen vernünftig mit'n Kollegen un sted ma eene in's Gesicht.“ Dabei holte er vorsichtig aus der Hosentasche einen recht schmutzigen Papierflumpen und aus diesem ein Päckchen dünner, größtenteils geknickter Cigaretten.

„Ja kriese ooch Gene ab, wat? Mir roochert mächtig! . . . die Kaputte da . . .“

„Det möcht'st De woll! . . . Wat jiebst'en mir davor?“

„Hast Du die braune Cijpiten 1 Piafter schon?“

„Det stimmt! . . . For den Schund soll id Dir woll 'ne Cijarette jeben — det mechte mancher!“

„Billst de sonne dreieckigte Kap der juten Hoffnung, sonne janz alte? . . .“

„Wenn De nichst Besseres da hast, dann rüd raus mit.“

„Det stimmt! For die schundige Cijarette soll id Dir woll ne dreieckigte Kap jeben, die De gleich wieder for 10 Meter verkloppt — det möchte mancher! . . .“

Schließlich einigten sie sich auf einen Magneten und eine noch reparierbare Trillerpfeife.

Un nu bloß en Streichholz!

„Nu, des sag' id Muttern!“ schrie Bertha Zademaad.

„Wat jagst De Muttern? Wat? . . .“

„Laß det bleiben, Emil!“

„Wat jagst De Muttern?“

„Sei doch nich so jrob, oller Dackel!“

„Dir wer' id det Fegen schon anstreichen!“

„Mutta! . . . Au! . . . Mutta, der haut ma immerzu!“

Aber Mutter schließ oben und hörte nicht ihr Wehgeschrei; da stieß sie ihren Peiniger noch schnell und kräftig vors Schienbein und bligte fort.

„Det doch die Weiber überall ihre Nase rinusteden müssen!“ philosophierte Lude Bogler, als Emil sich wieder neben ihm niederließ und sich den Schaden besah. „Lebrigens vons Antiefen wird Dein Been ooch nich besser . . . Zieb ma lieber'n Streichholz.“

„Ja hab doch keens!“

„Nu wir's Dag! Det Notwendigste verjüßt er! Meester, wo hast Du de Fedanten! . . . Na, von die Affelbande da wird ooch keener Feuer haben . . . Sagt mal: Habt Ihr 'n Streichholz? Ree — wie id Da jesagt habe. Wozu is nu eigentlich die Sorte da! . . . Uffhängen is det einzige! — Na, denn haben wa also bloß jespakt!“ —

Vorsichtig steckten sie sich wieder die Cigaretten in die Hosentaschen, die Taschen im Sonntagsrock waren nämlich fürsorglich zugenäht, damit sie nicht auch bis oben heran vollgestopft werden konnten und der gute Rock aus der Form gebracht würde.

Eine Weile saßen sie trübselig neben einander, dann begann Emil Zademaad:

„Hast Du schon de Schularbeiten zu morjen?“

„Keen Been! For die Brüder ooch noch arbeiten! — Bist Du schon fertig?“

„Ja wer ja so wie so nich verjüßt, un denn woll'n se mir ia auch rausnehmen — id soll uff de hohe Schule.“

„Du Alalooe, wat willst Du uff de hohe Schule! Du bist doch ooch so eener, der sich for keene Arbeit scheut, der sich sojar dichte bei hinlejt.“

„Da kannst De Recht haben, Lude. . . Is et nich überhaupt jemein, det de Arbeit schon erfunden is? —

„Aber Sache! . . . Wat würd'it Du denn mit den janzten Tag machen? Ja weef schon, wat id denn lerne Nat mal, Lude, wat id thue! . . . Ja würde gleich die Arbeit erfinden.“

„Quatsch nich Krause! Det machst De en andern weif!“

„Denn Noob's doch nicht! Und wenn id se denn er-
funden habe . . . huns, laß id se ma patentieren. For mir
is denn ausjesorjt, nich en Kleenen Finger brauch' id mehr zu
rihren. Wat meinst De, wat da for Feld bei gemacht
wer'n kann!“

„Ach so rum meinst De det, da hast De nu ooch wieder
recht!“

Während die Kleineren sich alle erdenkliche Mühe gaben,
durch Fischen nach Salamandern und Skaulquappen sich die
Zeit und die Sauberkeit zu vertreiben, unterhielten die
Großen sich in dieser Weise von Tod und Teufel, räfelten sich
im Gras und kauten dazu an Blumenstengeln. Sie waren
gerade ungefähr zu dem Schluß gekommen, daß das Leben
sehr zeitraubend sei, als Meta Jakobmaet atemlos zu ihnen
stürzte.

„Is se hier jefwesen?“

„Wer denn, junge Frau?“

„Na Bertha . . . Mutter sagt, se hat se von oben nich
jesehn . . . Wa suchen se schon überall. — Is se nich
wenigstens hier vorbeijekommen?“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Die Gefahr, daß die Provinz der Hauptstadt Berlin eine
Specialität voraushaben könnte, ist nun glücklich beseitigt: Herr
Graf Büdler wurde letzten Donnerstag nach Berlin eingeliefert,
einer Volksversammlung nämlich. Leider scheinen die hiesigen Be-
hörden keinen Sinn für das mangelnde Bewußtsein des Bedauerns-
werten zu haben, und so wurde die Versammlung aufgelöst, gerade
als der Redner sich den Gewohnheiten des von ihm be-
sehdeten Volkes angepaßt hatte und zu manöbeln begann.
Wir halten die Auflösung für ein Unrecht, das nicht zu
mindest den Zuhörern angethan wurde. Trotz des bekann-
ten Gerichtsurteils ist es sehr zweifelhaft, ob der neueste Führer des
christlichen Deutchtums durch seine geistige Veranlagung als gemein-
gefährlich gelten muß; wir meinen, er gehört in die Unterabteilung
der Harmlosen. Und wozu könnte der Mann aufreizen, wenn nicht
zum Mitleid mit seiner Person! Köhere Naturen freilich werden den
Armen nur auslachen, aber es geht doch nicht an, diese ohne
zwingenden Grund in ihrem Recht auf Heiterkeit zu beschränken. Es
wäre nicht entsprechend, zum Erjaß auf die Lektüre der „Staats-
bürger-Zeitung“ zu verweisen; der übermäßige „geistige“ Genuß muß
schädlich wirken.

Liefert Graf Büdler den Beweis, daß deutschpatriotisch-anti-
semitische Gesinnung einen ordentlichen Zusatz von Schwachsinn ver-
trägt, so hat ein anderer diese Gesinnung mit Unanständigkeit für
vereinbar erklärt. Da die Herren sich zu solchen Feststellungen jetzt
der Gerichte bedienen, glauben wir ihnen dies doppelt gerne. Der
Mann, der nach der Aussage des bündlerischen Wahlkreis-Vorsitzen-
den diese die erwähnten Eigenschaften in sich vereinigen sollte, zielt
übrigens unseren Reichstag und heißt Raab. Er hat sich bisher
weniger bemerkbar gemacht als sein politischer Gesinnungs-
liebhaber, der in der Freitagssitzung stolz auf sein Offizierspatent
pochte und behauptete, Generalstabskarrieren vorzüglich lesen zu können.
Ueber seine taktischen Kenntnisse schwieg er sich vorsichtshalber aus;
denn bei dem kleinen Abstimmungsmanöver, das er vornehmen wollte,
blamierte er sich gründlichst. Da die Gelegenheit so günstig war, ließen ihn
ein paar konservative Freunde nicht allein und holten sich ihren
wohlverdienten Anteil an dem großen Lacherfolg. Auch Herr
v. Frege öffnete den Mund und bedauerte, daß königlich sächsische
Behörden so straflos angegriffen wurden. Die Journalisten machten
sehr enttäuschte Gesichter: es geschah wirklich sonst kein Unglück, auf
das sie sich schon gefreut hatten.

In Berlin ist den Agrarkonservativen ein kleines Mißgeschick
passiert. Der Redacteur der „Deutschen Tageszeitung“ mußte Herrn
Stephany von der „Vossischen“ für einen Ehrenmann erklären, an dem
kein Staubchen Fadel haften. Wahrhaftig unangenehm! Auch Herr
Stephany wird keine besondere Freude haben; hoffen wir, daß ein Steigen
der von ihm mit seinen „paar Spargroschen“ angekauften Papiere
ihm die peinlichsten Anforderungen leichter erfüllen hilft. Neben
diesem kleinen Schmerz haben die Bändler noch einen größeren zu
tragen. Der Kaiser hat sich über die Arbeiterwohnungen auf einem
Gut, das ihm ein strammer Agrarier im Vorjahr zum Geschenk ge-
macht hatte, in abfälligster Weise geäußert. Und da an einem Kaiser-
wort nicht gedeckelt und gedreht werden soll, müssen sich die
Herren selbst drehen und winden, um darüber hinwegzukommen. In
dem Lobenswerten Bestreben, Genossen ihrer Schmach zu finden,
haben sie Mißstände auch anderswo, in Berlin, entdeckt. Man kann
ihnen nur aufrichtig dankbar sein für den Eifer, den sie auf fremdem
Gebiet an den Tag legen; aber man wird ihrer deshalb nicht ver-
gessen.

Das ist überhaupt das Kennzeichen unserer herrschenden Klassen
und Parteien, daß sie mit ihren vernünftigen Bestrebungen in die
Ferne schweifen. Der Liberalismus liosert mehr als ein Beispiel
dafür. Er ist für die Demokratie — in Frankreich, für die
Koalitionsfreiheit — in der Schweiz, für das allgemeine Wahlrecht —

in Belgien, für den Arbeiterschutz — in England und so fort. In
Frankreich hat endlich die Sache des Rechts ihren ersten ent-
scheidenden Sieg errungen; das Urteil gegen Dreyfus ist
aufgehoben, die Anklage vor ein neues Gericht ver-
wiesen worden. Dieser Triumph einer kleinen Minderheit ist
nur dem Umstande zu verdanken, daß die demokratischen
Einrichtungen Frankreichs die Freiheit in Wort und Schrift verbürgen.
Was würden unsere Nationalliberalen, die jetzt so in Dreyfus-
Begeisterung schwelgen, dazu sagen, wollte man ähnliche Press- und
Redefreiheit für Deutschland in Anspruch nehmen! Für Koalitions-
freiheit und Arbeiterschutz sind die Nationalliberalen wohl nirgends
zu haben; aber unsere Freisinnigen — wenigstens auf internationalen
Kongressen. In Deutschland freilich, da geht es eben nicht, weil
das heilige Manchestertum noch immer nicht tot ist. Daß der
preussische Freisinn, verkörpert durch Herrn Richter, sich gegen das
allgemeine Wahlrecht für den Landtag erklärt, kann nicht mehr
wundernehmen. In hoher Politik der Regierung Opposition
machen, das treffen die Freisinnigen noch, weil es der Regierung
nicht schadet; aber sonst — ist Herr Kirchener noch immer nicht be-
stätigt?

Bei dieser rückgratlosen Opposition — das Centrum zählt als
Regierungspartei schon längst nicht mehr mit — haben allerhand
schneidige Leute ein leichtes Spiel. Die neueste Attade gegen kon-
stitutionell festgelegte Freiheiten der Staatsbürger hat Herr
v. Bobbielski, leider mit Erfolg, unternommen. Er faßiert einfach
das Recht seiner Untergebenen, Vereine zu bilden; aus den mutvollen
Vertretern der Bediensteten und Unterbeamten macht er
regierungsfromme Lämlein, die gehorsam folgen. Der Post-
general muß dazu keinen Zauberstab schwingen: Es genügt
vollkommen die Hungerpeitsche. Auf diese Tragödie ist bereits der
komische Epilog gefolgt; das „Kleine Journal“ hat einen bewundern-
swürdigen Artikel gebracht, der durch seinen unfreiwilligen Humor für den Wider-
willen entschädigt, der einem bei der Lektüre aufsteigen möchte. Da
man in Dyzanz offenbar nicht verspricht ist, richtig deutsch zu
schreiben, halten wir uns bei den grammatikalischen Schönheiten des
Aufsatzes gar nicht auf. Er beginnt mit der Verantwortung der
Frage, wer unter den obersten Staatsbeamten wohl die populärste
Figur sei (an Wigblätter ist dabei nicht zu denken). Nun möchte der
Artikelschreiber nirgends Anstoß erregen; er verbeugt sich also zunächst vor
Herrn v. Bilow und dem Grafen Posadowski; „aber wirklich in intime
Führung mit dem Volke in seinen breitesten Schichten ist nur einer
getreten: der Staatssekretär des Reichs-Postamts“. Von dieser
Führung wissen aber die Beamten ein Lied zu singen! Wir erfahren,
daß der Kaiser Herrn von Bobbielski in einen Amtsitz berufen
habe; da dieses Kunststück dem Postgeneral gelungen, sind wir nicht
erstauut zu vernehmen, daß er die Fähigkeit in sich trägt, neues
Blut in die Arterien des Postkörpers zu leiten. Wenn er dieses
Blut wohl abgezapft haben mag? Bobbielski war also entschlossen,
„mit der neuen Zeit fortzuschreiten“. Geradezu prädestiniert
hierzu ist er nach der Meinung des „Kleinen Journals“
durch die Eigenschaft, dreißig Jahre preussischer Soldat und fünfzig
Jahre märkischer Edelmann zu sein. Und so erlebte er die Gemüts-
stimmung, „den Verband deutscher Post- und Telegraphen- Assistenten
völlig umzustimmen und aus seiner Opposition zu einer Vertrauens-
und Dankeslundgebung hinzureißen“. Nun wissen wir auch, was
die neue Zeit ist, nämlich die Zeit des Herrn Stumm, der nach dem
Sprachgebrauch des „Kleinen Journal“ eine ganze Ära für Deutsch-
land bedeutet.

So sehen unsere „unpolitischen“ Blätter aus! Die ganze Meute
ist losgelassen, um die Arbeiterschaft anzuklaffen und wömöglich in
die Baden zu beißen. Aber der Kampf ist zu ernst, als daß
diese Belästigung besonders empfunden werden konnte. Die Arbeiter-
schaft weiß sich allein, aber „der Starke ist am mächtigsten allein“.
Die Zuchthausvorlage hat alle Kräfte entsefelt, die in ihr
schlummerten, und sie wird sich aller ihrer Feinde zu erwehren
wissen. Das Gewinsel der Preßföter läßt uns kalt; wenn sie uns
zu nahe kommen, setzt es einen Fußtritt. Für diese Gegner hat die
Arbeiterschaft nichts übrig als ein verächtliches Lächeln. —

Kleines Feuilleton.

—d. Dankbarkeit. Der Bahnwärter ging im Gewitter-Dunkel
seine Strecke ab. Ehe der nächste Schnellzug kam, mußte er die Geleise
untersucht haben, damit der sicher vorwärts fahren konnte. Er
leuchtete mit seiner kleinen Laterne die Schienen entlang. Sie
glänzten vor Feuchtigkeit. Der Gewitterregen brosch auf den Kies
des Bahndammes, schlug dem Bahnwärter ins Gesicht und be-
schwerte seinen Mantel, so daß er nur mühsam vorwärts kam.

Ein Blitz zuckte über den Kiefernwald, der den Bahndamm zu
beiden Seiten begleitete. Dann war wieder die mit Gewitter-
geräuschen erfüllte Finsternis im Walde.

Der Mann erkannte, daß er noch einige hundert Meter zu gehen
hatte. Hinten, ganz weit hinten in dem Walddunkel glänzten schon
die Laternen des Zuges. Wenn er sich kräftig gegen den Wind und
den Regen stemmte, konnte er noch rechtzeitig mit seiner Untersuchung
fertig sein.

Da sah er eine dunkle Masse auf dem Geleise liegen. Er glaubte,
es sei ein vom Winde herübergeworfener Kiefernast. Als er aber
näher kam, erkannte er eine Kuh, die sich dort, so bequem wie mög-
lich, gelagert hatte.

Er rief sie an. Sie rührte sich nicht, sondern starrte mit ihren Glogaugen zu ihm auf.

Er wollte sie mit seinem Mantel verschleuen. Sie blieb faul liegen und bewegte ihr Maul, wie wenn sie wiederläute.

Da hörte er schon das Schnaufen des Juges; die grellen Laternen leuchteten breiter und immer breiter. Der Zug würde ja über das Tier hinwegkommen, aber der Bauer, dem es entlaufen, würde sich freuen, wenn es gerettet war.

Nach schob der Bahnwärter das faule Vieh zur Seite, erst das Hinterteil und dann das Vorderbein. Der vorbeijagende Schnellzug hätte es beinahe noch gestreift.

Nach langer Mühe brachte der Bahnwärter die Kuh bis zu seinem Hause.

Benige Tage später meldete sich der Bauer, dem das Vieh beim Gewitter aus dem Stall gebrochen war. Als er seine Kuh melkte und sie, wie stets seit ihrer Rettung, nur einen halben Liter Milch gab, schrie er den Bahnwärter an: „Dau häst mi mien Kuh verhungzt! Dau Schoap! . . . Dau givst mi Schadenerjas; sonst verfloag id ju. Dau Kierl, id war Di, mien Kuh verhungzen!“ —

ie. Französischer Lumpenhandel. Frankreich führt jährlich für 27 Millionen Franken Lumpen ins Ausland aus. Der Lumpenhandel ist auch in anderen Staaten bedeutend, erstreckt sich aber weniger auf die Ausfuhr, sondern dient vorzugsweise dem Bedarf der heimischen Industrie. In Frankreich aber ist der Eisenbahntransport im Lande selbst zu teuer, da die Beförderung eines Waggons von 10 000 Kilogramm von Paris bis nach den großen Papierfabriken in Angoulême mehr kostet, als der Transport derselben Menge von Paris nach New York. Die französischen Lumpen werden besonders von England, Deutschland und den Vereinigten Staaten gekauft. England verwendet größtenteils nur die feinsten Stoffe, die Stücke von gutem Tuch, neuem Kaliko und andere Abfälle, wie sie die Lumpensammler in Paris an den Thüren der großen Magazine finden, die Engländer stellen aus dieser besonderen Lumpensorte die feinsten Luxuspapiere her. Deutschland hat mehr Verwendung für die geringen Sorten, die zu einem billigen Papier verarbeitet werden. Dazu müssen die Lumpen selbst sorgfältig sortiert werden. So wird Löschpapier aus rotem Baumwollstoff bereitet, das dunkelviolette oder schwarze Papier, das in den Kurzwaarengeschäften zum Einwickeln von Radeln dient, aus schwarzem Baumwollstoff usw. Die Vereinigten Staaten nehmen alle billigen Sorten von Lumpen ab und bezahlen sie mit 3—10 Fr. pro Doppelcentner. Diese Waare wird in Frankreich gar nicht zurückgehalten, da dort die Papierfabriken sich zur Herstellung minderwertiger Papiere nicht mehr der Lumpen bedienen. In den großen Seestädten sammelt man alte Seile und Segel, die ihre Zeit abgedient haben und außer Gebrauch gesetzt sind; sie sind sehr geschätzt und werden teuer bezahlt, denn sie dienen ausschließlich zur Herstellung von Cigarettenpapier. Die Papierfabrikation ist aber nicht die einzige Industrie, die dem Lumpenhandel Nahrung giebt. Aus manchen Sorten von Lumpen werden wieder neue Gewebe verfertigt. Solche Lumpen werden, wenn sie neu sind, recht gut bezahlt. Planenabfälle stehen auf 3 Fr. pro Kilogramm und Abfälle verschiedener anderer Stoffe, wie sie sich bei den Schneidern aufhäufen, auf 70 Cts. Es ist recht unterhaltend, einmal dem Geschäftsbetrieb bei einem Lumpenhändler zuzusehen, wie die verschiedenen Sorten ausgefacht und je nach ihrer Bestimmung in verschiedene riesige Kisten verteilt werden. Da kann man neben einem Kasten mit 10 000 Kilogramm Militärhosen einen anderen sehen, der 200 Centner schwarze und weiße Socken enthält. Daß die Lumpensammler sich nicht nur mit eigentlichen Lumpen abgeben, sondern auch die alten Papiere, Pfropfen, Nägel, Glascherben usw. aufnehmen, ist bekannt. —

Theater.

—r. Das Schiller-Theater experimentierte am Freitagabend auf literatur-historischem Gebiete, indem es ein Lustspiel des Spaniers Lope de Vega aufführte, das in der deutschen Bearbeitung von Eugen Jabel „Die schöne Toldeanerin“ benannt war. Lope de Vega ist, wie uns auch der Theaterzettel des Schiller-Theaters gütigst mitteilt, 1562 geboren, hat mit dem 13. Lebensjahre zu dichten angefangen und im weiteren Verlaufe seines ausgedehnten Daseins so und so viele große Komödien geschrieben. Jeder Gebildete zieht vor dem Andenken dieses Mannes den Hut, auch wenn er ihn nur aus dem Konversationslexikon kennt, und wer seine Größe nicht zu würdigen versteht, ist einfach ein elender Banau. Doch es bleibt nun einmal die alte Erbünde des Menschen: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Lag es an der drückenden Luft des Juniabends oder an dem Umstand, daß die Eiferstückeleien, die das Stück ausfüllen, mit einer uns Modernen kindlich erscheinenden Naivität eingefädelt sind, genug, wir langweilten uns zum Sterben. Die Verse floßen träge dahin, die Mitwirkenden männlichen Geschlechts girteten in einer faden, süßlichen Sprechweise, und die Damen Wiede, Levernann und Meyer, die sich leidlich vernünftig geberdeten, konnten die Handlung leider auch nicht interessanter machen, als sie war. Es liegt beim Apoll, darüber zu richten, ob wir uns durch unser Gähnen gegen seine heiligen Sagenen vergangen haben; möge er uns ein gnädiger Gott sein, wenn wir schuldig sind.

Durch die gelungene Aufführung des bekannten Einakters von Pohl: „Die Schulreiterin“ wurde das Publikum zum Schluß ein wenig ermuntert. —

Kulturgeschichtliches.

k. Die Universitätsbibliothek als Pfandleih-Institut. Ueber eine einigartige Einrichtung, die an der Universität Jena gegen Ende des 17. Jahrhunderts bestand, berichtet Georg Steinhausen in dem soeben erschienenen Heft des „Centralblatts für Bibliothekwesen“. Unter den Handschriften der Universität befindet sich nämlich ein Pfandbuch, aus dem hervorgeht, daß die Universitätsbibliothek im Jahre 1686 die Rolle eines Pfandleih-Instituts gespielt hat. Die Studenten führten damals gerade in Jena ein sehr üppiges und leichtsinniges Leben. Daher tritt bei den akademischen Behörden mehrfach das Bestreben hervor, sie vor den Folgen leichtsinnigen Schuldenmachens zu schützen. In dem Visitations-Dekret vom September 1679 findet sich z. B. die Bemerkung, daß „Crahmer und Buchführer und andere ohne vorwissen des Rektors oder sonst eines Professors denen Studiosis nichts borgen oder auf etwas leihen“ sollen. Das mag auch den Anlaß gegeben haben, die Bibliothek als Pfandstätte zu wählen, um die Studenten so wenigstens vor Wucherern zu bewahren. Sie konnten hier ihre Bücher versetzen und darauf gegen mäßigen Zins Geld erhalten. Der Urheber dieser Organisation scheint Dr. Kaspar Sagittarius, Professor der Geschichte, gewesen zu sein, der die Oberaufsicht führte und als „Inspektor“ der Bibliothek mehrfach erwähnt wird. Er verfügte die Eintragung resp. Löschung im Pfandbuche. Dieses führte den Titel „Akademisches Pfandbuch, worin die von den Herren Studiosis versetzte Bücher hineingetragen worden, angefangen unter Herrn D. Wolfgangi Georgii Wedellii Rectorat Anno 1686 im Monat September“. Es ist zum größten Teil unbeschrieben und nicht lange regelmäßig geführt worden. Die Eintragungen hören auf am 25. Februar 1687. Daneben befinden sich zahlreiche Beilagen, hauptsächlich Briefe von Sagittarius an den Bibliothekar Sumner, auf die hin die Eintragung erfolgte. Auch die Gesuche der betreffenden Versetzer liegen bei, z. B. „Ihre Magnificenz, Herr D. Sagittarius werden gehorsamst ersucht, Zeigern dieses Zettelens die Bücher, auf welche ich 4 Thl. empfangen, gegen Erlösung des Zins folgen zu lassen. Jena, den 8. July 1687.“ Auch Vermittler werden mit dem Versehen beauftragt, wobei häufig Betrügereien vorkamen. So schreibt Sagittarius zum Beispiel einmal an den Bibliothekar, daß eine mit dem Versehen beauftragte Frau Anna Barbara „einen Thaler mehr genommen, als der Studiosus bekommen“. „Ich will“, so schreibt er, „so denn diese Begebenheit wol in acht nehmen und soll uns dazu dienen, daß man solchen Weibern wol auf die Finger sehe.“ Die Eintragungen sind insofern wichtig, als sie über die Bücher, die sich damals im Besitze der Studenten befanden, einigen Aufschluß geben. Die theologischen Studierenden versetzten häufig ihre hebräische Bibel, daneben Mathias Flacius, Salomonische Spruch-Bosstil, Philologia sacra u. a. Bei den Juristen findet sich das Corpus Juris, Criminalia und Processus Juris, Synopsis Institutionum Imperialium u. a. Von sonstigen versetzten Büchern werden aufgezählt namentlich Wörterbücher, ein „Kräuterbuch“, Pufendorf, Einleitung; Sedendorf, Deutsche Reden; Machiavelli. Das Ausleihen von Geld beschränkt sich auch nicht bloß auf Bücher. So sind eingetragen: „ein silberner Löffel, so man zusammenlegen kann, item ein paar silberne Schuhknallen und ein silberner Ohr-Löffel und Zahnstocher“, ferner „Sieben Duzet Silberner Knöpfe, welche 22 Loth wiegen“; endlich: „Zweu kleine Globi.“ Eingelöst wurden die Bücher zuweilen erst spät, viele erst 1688. Eine Angelegenheit wird auch erst 1691 erledigt. Bei manchen Einträgen fehlt die Notiz, daß die versetzten Bücher wieder eingelöst wurden. Im ganzen scheint sich die Einrichtung also nicht bewährt zu haben. —

Völkerrunde.

— Ueber die Indianer des südlichen Peru (an der Bahn von Mollendo landeinwärts) entnimmt der „Globus“ einer Artikelreihe der in Valparaiso erscheinenden „Deutschen Nachrichten“ (Mitte März dieses Jahres) über die Erlebnisse einer deutschen Goldwächerepedition folgende Mitteilungen: Die Kleidung der Männer besteht durchweg aus grauem Filzhut, blauer, kurzer Jade mit Messingknöpfen, blauer oder grauer Hose und grauem Hemd, alles aus selbstgewebtem, rohem Wollstoff hergestellt. Die Frauen tragen eine niederartige Taille und eine Unmenge von Räden, ebenfalls alles von grober Wolle und blau gefärbt, ab und zu auch Schuhe und einen Hut, der bei allen irgend einer Mode des vorigen Jahrhunderts entspricht. Der einzige äußere Unterschied zwischen Frauen und Mädchen besteht in der Haartracht. Erstere flechten die Haare in einen Zopf, während letztere diese auf 25 bis 30 kleine Pöpschen verteilen und dann untereinander verbinden. Das Ganze hängt wie ein Brett auf den Rücken herab und verbreitet, reichlich mit Talg versehen, einen förmlichen Glanz. In ihrer Nahrung sind die Leute äußerst anspruchslos, sie begnügen sich ausschließlich mit Kartoffeln und dem daraus hergestellten Chumo. Letzterer ist Hauptnahrungsmittel und wird auf folgende Weise bereitet. Abwechselnd durch Wässern und Gefrierenlassen wird den Kartoffeln die Feuchtigkeit entzogen. Nach hierauf erfolgter Trocknung werden diese sehr hart, klappern, aufeinander geworfen, wie Walnüsse, halten sich mehrere Jahre und sind teurer wie Kartoffeln. Die Zubereitung einer Suppe oder eines Breies geht schnell vor sich. Der Chumo wird zwischen Steinen zerklöpft, zu Pulver gerieben, gewässert und dann in das kochende Wasser geschüttet, in welchem bereits ein Stück

gefodt wurde. Ein abermaliges leichtes Auflockern genügt, und das „Nationalgericht“ ist fertig. —

Geographisches.

— Neue Funde zur Geschichte der Kartographie. Gabriel Marcel hat im vorigen Jahre auf einer Studienreise in der Schweiz in Zürich und Basel wichtige Dokumente zur Geschichte der Kartographie entdeckt, die, ihrem Werte nach unerkannt, in den dortigen Museen und Bibliotheken verborgen waren. Der wichtigste Fund war wohl ein großer, 3,80 Meter im Umfang messender Globus im Züricher Museum. Eine Notiz auf dem Gestell zeigte die Jahreszahl 1595 und die Anmerkung, daß der Globus für die St. Galler Abtei gefertigt worden sei. Die Kugelfragmente bestehen aus Karton und sind sauber graviert, die Meere sind dunkelgrün, die Landmassen gelb übermalt. Ob die angegebene Jahreszahl zugleich das Herstellungsjahr des Globus bedeutet, ist natürlich nicht sicher, aber doch sehr wahrscheinlich, und Marcel kommt zu dem Schluß, daß er vielleicht von Mercator († 1594) begonnen, zweifellos aber von seinem Sohne oder einem anderen mit der Kunst des Meisters vertrauten Manne vollendet ist. Auf Einflüsse Mercators deutet zunächst die Anwendung der „wachsenden Breiten“ (Mercatorprojektion) hin; dann aber ergibt ein Vergleich mit Mercators berühmter Weltkarte von 1569, daß der Globus eine ganz genaue, etwas vergrößerte Uebertragung der Weltkarte auf die Kugelform darstellt. Die Aufschriften und Ortsnamen sind bis auf einige wenige Schreibfehler wörtlich und buchstäblich die nämlichen wie auf der Weltkarte, und auch der geographische Inhalt ist derselbe. Wie Marcel bemerkt, sind von Mercator gebaute Globen nicht bekannt; die Entdeckung dieses Züricher Globus ist also sehr wichtig. — Ferner fand Marcel in der Züricher Bibliothek einen abgeschlossenen Portulanatlas aus dem 14. Jahrhundert, in dem auf Blättern das ganze Mittelmeer und das Schwarze Meer, sowie die atlantischen Küsten südlich bis Mogador dargestellt sind. Man hat hier vielleicht den einzigen vollständigen Portulanatlas vor sich, der aus jenem Jahrhundert erhalten geblieben ist. — Sodann hat Marcel in der Baseler Universitätsbibliothek ein drittes Exemplar der erwähnten Mercatorschen Weltkarte von 1569 entdeckt. Die beiden anderen sind vor Jahrzehnten von Jomard in Paris und 1891 von Dr. Hayer in der Dresdener Bibliothek gefunden worden. Das Baseler Exemplar ist vorzüglich erhalten. Gleichzeitig fiel dort Marcel ein Exemplar der bisher als verloren betrachteten und besonders wertvollen zweiten Auflage von Mercators Europakarte von 1572 in die Hände. Die erste Auflage, die Mercators Ruhm begründete, rührt von 1554 her. Endlich brachte Marcel noch mehrere kleine Globen in Form von Trinkbechern aus dem 16. Jahrhundert ans Tageslicht, deren Angaben schwer zu entziffern sind, und eine Orteliuskarte von 1594. —

Aus dem Pflanzenleben.

ss. Künstliche Alpenpflanzen. Vor einigen Monaten veröffentlichte der Pariser Botaniker Gaston Bonnier die Mitteilung, daß es ihm gelungen wäre, die Eigenart der Alpenpflanzen an gewöhnlichen Gewächsen künstlich zu erzeugen. Jetzt sind die Beobachtungen soweit gediehen, daß eine zweite Mitteilung über den Gegenstand an die Pariser Akademie der Wissenschaften erfolgt ist. Bonnier hat aus derselben Wurzel Pflanzen gezogen, die er künstlich unter verschiedenen klimatischen Bedingungen erhielt. Einige wurden wie gewöhnlich im Freien belassen, andere in Glaskästen, die von drei Seiten dauernd mit Eis umgeben waren, noch andere Stöcke endlich wurden während der Nacht unter Eis gehalten, bei Tage aber der Sonne ausgesetzt. Die letztere Gruppe von Gewächsen hatte täglich Temperaturschwankungen von 4 Grad bis 35 Grad zu erleiden, während sich die Pflanzen im Freien bei einer mittleren Temperatur von 20 Grad und die in den Glaskästen unter einer solchen von 7 Grad befanden. Es haben sich nun im Verlaufe des Wachstums die auffallendsten Unterschiede gezeigt. Als Beispiel mögen zunächst die Versuche mit dem Gamander (*Teucrium scordonia*) aus der Familie der Lippenblütler dienen. Es zeigt sich daran deutlich, daß die abwechselnd an der Sonne und im Eise gehaltenen Pflanzen in allen Eigenschaften am meisten zurückgeblieben sind. Im Freien hatten die Pflanzen der genannten Art eine Höhe von 95 Centimetern erreicht, in den Glaskästen nur 42 Centimeter, während die unter dauernden Temperaturschwankungen erhaltenen nur 20 Centimeter Höhe besaßen. In entsprechendem Verhältnisse stand die Länge der sogenannten Internodien, das heißt des Zwischenraumes zwischen zwei Knoten am Pflanzenstengel, die im Freien 20 Centimeter maß, für die Glaspflanzen noch nicht 9 Centimeter und für die letzte Gruppe gar nur 2. Auch die Farbe der Blüten und der Blätter zeigte sich deutlich beeinflusst. Die Blumen der Pflanze haben gewöhnlich eine gelbweiße Farbe, die unter dem dauernden Einflusse des Eises fast ganz weiß, unter dem abwechselnden Einflusse des Eises und der Sonne fast ganz gelb wurden. Auf die Farbe der Blätter hatte die Kälte den Einfluß, daß das Grün eine frischere Farbe im Vergleich zu den normalen Blättern erhielt, dagegen färbten sich die Blätter durch die starken Temperaturschwankungen grünrot. Auf diese Weise war es gelungen, willkürlich Pflanzen zu erzeugen, die fast in jeder Beziehung den natürlichen Alpenpflanzen gleichen, und zwar entsprach ihnen diejenige Gruppe,

die bei Tage in der Sonne und bei Nacht unter Eis gehalten wurde. Pflanzen, wie sie Bonnier unter dieser Behandlung erhielt, gleichen durchaus den Stöcken derselben Art, die in den Alpen und Pyrenäen in einer Höhe von 1500 Metern wachsen. Auch an diesen ist z. B. die teilweise rötliche Färbung der Blätter den Pflanzenkundigen schon seit langem aufgefallen. Auch der innere Aufbau der Pflanzen zeigte sich durch die beschriebene Behandlung wesentlich verändert: die äußeren Gewebe waren gleichsam zum Schutz gegen die Kälte dichter und wider geworden, an den Rand der Blätter hatten sich neue Zellenlagen gebildet und die Atmungsthätigkeit der Blätter ist beschleunigt. Die Blüten sind verhältnismäßig groß und ein wenig tiefer gefärbt. Diese Eigenschaften der natürlichen Alpenpflanzen wurden außer beim Gamander auch beim Kreuzkraut, beim Steinklee, beim Hafer, bei der Wicke, bei der Goldrute und verschiedenen anderen Gewächsen erzeugt. —

Humoristisches.

— Boshafte Annonce. 10 Mark Belohnung demjenigen, welcher mir anbietet, wann ich den Herrn Bureauchef in seinem Amtszimmer sicher treffen kann. E. Müller. —

— Zeitgemäß. Chef (zum stellesuchenden Reisenden): „Können Sie auch mit der Kundschaft gewandt verkehren?“

Reisender: „Bitte, habe hier einen Photographen mitgebracht, und einige Aufnahmen, wie ich mit den Kunden verkehre!“ —

— Genaue Bestimmung. Meta: „... Was, Dein Geschichtslehrer hat Dir einen Kuß gegeben?“

Elsa: „Ja — gestern nach der Schlacht bei Cannae!“ —
(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Von Klaus Groths „Quidhorn“ wird eine billige Volksausgabe und eine vom Maler Hans Dide illustrierte Ausgabe vorbereitet. —

— Den Bau eines neuen Theaters in Wiesbaden beabsichtigt Dr. Rauch, der bisher in Wiesbaden das Residenz-Theater geleitet hatte und unter der Direktion Hirschberger der artistische Leiter des Berliner Thalia-Theaters hatte werden sollen. —

— Die Dresdener Hofoper plant für den Spätsommer einen Verdi-Cyklus, der die Hauptwerke des Komponisten umfassen soll. —

— Die Nachricht, daß Arnold Böcklin neuerdings einen Schlaganfall erlitten habe, bestätigt sich glücklicherweise nicht. —

— Der Kunst-Schriftsteller Bruno Bucher ist im Alter von 73 Jahren in Wien gestorben. Er war Kurator des österreichischen Museums für Kunst und Industrie und hat eine Reihe von Schriften über das Kunstgewerbe verfaßt. —

— Im „Princeps-Theater“ zu London ist das Volksstück „Einer der Vesten“, das die Schicksale des Kapitän Drehfuß schildert, wieder aufgenommen worden. Bei den Höhepunkten bricht das Publikum, daß das Theater allabendlich bis zum letzten Platz füllt, stets in Beifallsrufen aus, die einen ausgesprochen demonstrativen Charakter tragen. —

— Nach einem Vorschlag des Prof. Koch soll ein Reichs-Institut zur Erforschung der Tropenkrankheiten in Hamburg gegründet werden. —

— Die Arbeiten des türkischen Generalstabs für die Karte der europäischen Provinzen der Türkei sind nunmehr beendet; von der Karte werden auf lithographischem Wege 3000 Exemplare angefertigt werden. Die Arbeit dauerte 20 Jahre. Die neue Karte ist im Maßstabe von 1:210 000 hergestellt und besteht aus 64 Blättern. —

— Der Meteorologe der „Neuen Züricher Zeitung“ stellt die Thatfache fest, daß wir gegenwärtig im zentraleuropäischen Gebiet höhere Temperaturen verzeichnen, als sie jezt am Saume der Sahara in Nordafrika vorkommen! Die jüngsten Telegramme des französischen Wetterbureaus geben für den 5. Juni nachstehende Wärmemaxima: von Oran 19 Grad, Algier 24 Grad, Tunis 26 Grad, Annale 22 Grad, Remours 18 Grad, während bei uns Nachmittags-Temperaturen, im Schatten gemessen, zwischen 26 und 30 Grad zur Aufzeichnung gelangten. —

— Zum Scheuern von Viech und Zim giebt die in Wasser ausgelaugte Kartoffelschale ein der Pottasche ähnliches Weizmittel. —

— Zur Erforschung des Problems, ob unter der Erdoberfläche ein Zusammenhang der Schwerezunahme mit der Temperaturzunahme bestehe, hat die Akademie der Wissenschaften in Wien den Obersten N. v. Sterned damit betraut, Untersuchungen in Bergschächten auszuführen. —

— Eine Kirche in London bezieht bis zum heutigen Tage ein regelmäßiges Einkommen aus einer Stiftung, die seiner Zeit zu dem Zwecke gemacht wurde, Holz für die Scheiterhaufen zu kaufen, auf denen Ketzer zu verbrennen waren. —